



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nuan Shih-kai : Ein Stück moderne chinesische Geschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eines besonderen Delikts des Giftmordes ab. Der alte römische Satz: „Plus est, hominem extingere veneno quam occidere gladio“ kann heute keine Geltung mehr beanspruchen.

Was die Vollziehung der Todesstrafe angeht, so bestimmt § 13 B.G. in Übereinstimmung mit dem geltenden Recht, daß sie durch Enthauptung zu vollstrecken sei. Wünschenswert wäre, daß, solange wir kein selbständiges Strafvollzugsgesetz haben, in § 13 die Bestimmung Aufnahme fände, daß zur Enthauptung die Guillotine zu benutzen sei. Vorläufig besteht in Deutschland in dieser Hinsicht noch keine Rechtseinheit. Wenn es wahr sein sollte, daß gegen ihre Einführung in Preußen der Grund seinerzeit ausschlaggebend gewesen sei, daß man ein Hinrichtungsinstrument nicht einführen wolle, dem einmal ein König zum Opfer gefallen sei, so ist dies wohl ein Gesichtspunkt, der dem gegenüber nicht in Betracht kommen kann, daß vom Standpunkt der Humanität aus die Guillotine die Gewähr raschster und sicherster Exekution bieten soll.



Nuan Shih-fai

Ein Stück moderner chinesischer Geschichte



ine Umwälzung aller Werte vollzieht sich im Osten. Ich sehe vor meinem Auge ein Bild, dessen Geschehnisse erst zehn Jahre zurückliegen und doch den Kenner Chinas wie alte Geschichte anmuten. Der kleine Dampfer „Hailung“, dessen erschreckender Name „Seedrache“ nur zu gewaltig mit seinen Abmessungen kontrastiert, liegt auf der Takubarre und kann trotz seines geringen Tiefganges nicht hinüber. Er liegt schon einen ganzen Vormittag dort und wartet immer noch geduldig auf das Dampfboot, das seine Passagiere abnehmen und nach Tientsin hinaufbringen soll. Der Asiat hat viel, sehr viel Zeit, und so ein alter englischer Küstenkapitän, der seine dreißig Jahre Fahrt an der chinesischen Küste hinter sich hat, auch. Dreißig Jahre an der Küste haben ihn zwar noch kein Opiumrauchen gelehrt — er wird im Gegenteil ein sich täglich vervollkommnender Kenner des Whiskey — aber diese dreißig Jahre Ärger mit seinem Compradore, seinem chinesischen Bootsmann, seinen Matrosen und den Dschunken haben ihm eine solche Portion chinesischer Art ins Blut geimpft, daß er selbst zum halben Chinesen geworden ist. Er hat auch viel, viel Zeit und an dem Erscheinen des Bootes liegt ihm gar nichts. Schließlich, als die Geduld der Passagiere aufs höchste gespannt ist, langt das Dampfboot an. In nicht endenwollender Fahrt geht es den Peiho hinauf, vorbei an den gewaltigen Erdwällen der Takuforts, auf denen viele Hunderte wehender Fahnen und Flaggen aller Arten und Farben aufgepflanzt sind, vorüber an den Lehnhütten Lankus, dessen einziges Europäerhaus ein an dem ewigen Grau und

Gelb des Bodens und des Wassers trüb gewordenes Europäerherz wieder zu ermutigen geeignet ist. Die zahlreichen Windungen des Flusses verzögern die Ankunft, und es beginnt schon zu dunkeln, als man die wallumgürtete Stadt mit ihren gewaltigen schwarzen Forts erreicht, auf denen wieder viele Fahnen, vier- und dreieckig, gezähnten Randes und vielfarbig, triumphierend und herausfordernd im Winde flattern. Dies ist das alte Tientsin, das Tientsin der Zeiten, die vor dem Jahre 1900 liegen.

Das moderne Tientsin ist ein anderes. Kein Fort und keine Fahne erzwingt sich Achtung an der Mündung des Peiho, dessen Lauf reguliert ist, und der in fast schnurgeradem Bett seine schließbeladenen Wasser dem Meere zuführt. Auch droht kein schwarzes Fort in Tientsin mehr; sie sind abgetragen worden, und die Besorgnis und Not, die Angst und der Jammer, die sie einst erzeugten, belästigen die Teilnehmer an der Belagerung nur noch als Alldruck, dessen hirnerwirrende Kraft auch schon acht dazwischenliegende Jahre abgeschwächt haben. An ihrer Stelle gibt es eine moderne Straße von europäischen, besser noch von amerikanischen Abmessungen, wenn eben amerikanisch hier den Begriff der „Großzügigkeit“ deckt. Eine elektrische Straßenbahn kennt diese Straße auch. Vor allen diesen Neuerungen fühlt man den Kopf schwindeln. Die Umwälzung, die hier in wenig Jahren stattgefunden hat, ist gewaltig. Man begreift und fühlt, daß die Änderung, die hier vor sich gegangen ist, keine bloß äußerliche ist, daß wenigstens hier chinesische Art so seine Natur verleugnet hat, daß das Resultat fast unasiatisch ausgeht. Man hätte den, der vor 1900 solche Änderungen nur für möglich gehalten hätte, mitleidigen Blicks angesehen, hätte geglaubt, daß vielleicht chinesisches Sprachstudium sein klares Urteil getrübt habe, denn diese Beschäftigung soll nach der allgemeinen Meinung vieler alter Ostasiaten „unflug“ machen. Aber so groß angelegt und groß durchgeführt diese Änderungen auch erscheinen mögen, ist wohl in der Seele des Chinesen soviel wie eine Ahnung von fremder Welt, von einer Welt der „Fremden“ aufgestiegen? Wer weiß das? Wer von uns weiß überhaupt etwas von der Psyche des Chinesen? Man schwankt in jenem Zustand von stumpfer Verzweiflung und Lachkrampf hin und her, wenn man immer wieder Leute trifft, die sich anheischig machen, alle Dinge zwischen dem asiatischen Himmel und seiner Erde in bestimmte und zu bestimmende Formeln dem Verstande greifbar darzustellen. Es gibt Leute, die über die intimsten Seiten asiatischen Lebens ihre Monographie schreiben zu können glauben, und, sobald das Werk gedruckt, gebunden und der Bibliothek einverleibt ist, zu dem Gefühl befriedigten Stolzes berechtigt zu sein meinen, daß sie wieder eine der dunkelsten Ecken der Chinesenseele erleuchtet haben. Wie fast hoffnungslos die Aufgabe des Studiums der Asiatennatur ist, lehrt das Werk von Artur Smith, der als Befähigungsnachweis zu seiner Arbeit unter seinem Namen den Zusatz anbrachte: 30 Jahre Missionar in China. Das Werk, dessen Titel lautet: „Chinese Characteristics“, gilt in Kennerkreisen für das beste Buch, das über den Chinesen geschrieben worden ist. Und was erfahren wir da? Nicht Positives, keinen allgemein gültigen Satz. Der Chineser ist und bleibt für uns ein rätselhaftes Wesen. Ist die Kluft zwischen östlicher und westlicher Art wirklich so groß, oder ist es bloß unsere Erkenntnis chinesischen Wesens, die noch so mangelhaft ist, ist eine Frage, die wir uns heute auf unserm Gange durch die Chinesenstadt Tientsin wieder einmal vorlegen, wobei wir uns auch diesmal wieder die Antwort schuldig bleiben. Wo die Straße heute läuft, haben früher Wohnhäuser gestanden. Sie sind rücksichtslos fortgeräumt worden. Wir sehen elektrisches Licht; eine modern gedüllte und „zielbewußt“ arbeitende Polizei

tritt stark in den Vordergrund. Was drückt das alles aus? Ist das bloße Spielerei mit den Errungenschaften des Westens, liegt hier eine beabsichtigte Aneignung fremder und als Mittel zu einem bestimmten Ziel notwendiger Faktoren vor, oder wurde ein wirkliches Reformbedürfnis gefühlt? Wenn dieses vorhanden war, was war da mit der alten chinesischen Seele geworden, jener Seele, die die Ruhe und Beschaulichkeit über alles schätzte, und in der der Zeitbegriff keinen Platz hatte.

Wir schütteln uns alle diese Gedanken ab, und doch überfallen sie uns stärker, als wir an ein unscheinbar aussehendes Namen kommen: Dieses ist der Amtssitz des Vizekönigs, hier hat Yuan-Shih-kai gewohnt. Wirklich ein unscheinbares Gebäude für eine so gewaltige Persönlichkeit, wie es dieser Honanmann war, dem die Geschicke Chinas zweimal in die Hand gegeben waren.

Vor zehn Jahren war es. Die Periode der Erniedrigungen für China, die der Krieg mit Japan eingeleitet hatte, erreichte im Frühjahr 1898 ihren Höhepunkt. China verpachtete Weihaiwei an England, Port Arthur an Rußland, Kiautschau an Deutschland und Kuangtchowwan an Frankreich. Diesen Verpachtungen waren in den Jahren 1895 und 1897 Grenzregulierungen zugunsten des französischen Tonking und des englischen Birma vorhergegangen, und, nicht genug damit, bekundeten beide Staaten Separatinteressen, der eine auf Hainan und in den Liang-Kuang-Provinzen, der andre im Yangtetal; dazu begann sich Japan Interessen in der Provinz Fukien zu schaffen. Rechnet man dazu die Tätigkeit Rußlands im Norden und Westen des Reiches, so kann man begreifen, daß selbst der im Gefühl eigener Ohnmacht hilf- und ratlosen und verängstigten Regierung am Rande der Verzweiflung der Mut zum Widerstande kommen mußte. In den Reihen des Volkes war es das Literatentum, das die schmachvolle Demütigung des Landes am tiefsten empfand, und ihm war in dem geistvollen Lehrer und beredten Interpreten chinesischen klassischen Altertums, in Kang Yu-Wei, ein Führer erstanden. Man muß ein Sinologe sein, wenn man aus seinen Schriften die überzeugende Gewalt seiner Ausführungen in ihrer Wirkung auf die Gebildeten der Nation verstehen will. Wie ungeheuer der Eindruck seiner Schriften war, können wir an eingeborenen Quellen ermes- sen. Sein Einfluß reichte selbst bis in die höchsten Regierungskreise, und da auch des Kaisers greiser Lehrer, der allmächtige Wen Tung-Ho völlig in dem geistigen Bann des jungen Reformers stand, konnte es nicht fehlen, daß auch der Kaiser tiefe Sympathien für ihn hatte, so daß er beschloß, ihn in Audienz zu empfangen. In dieser Audienz entwickelte Kang Yu-Wei seinen Plan zur Reformierung des Staates. Er lehnte sich bewußt an Japan an und seinem Geiste schwebte der Entwicklungsgang dieses Nachbarlandes vor: er hoffte, daß China, richtig geleitet, denselben Weg gehen könnte, oder, richtiger gesagt, er zweifelte nicht daran. Dasselbe haben nach ihm alle die geglaubt und versucht, die China reformieren wollten, und alle die, die aus China ein zweites Japan durch Armeeinstrukturen, Kanon, Lehrer, Regierungsberater usw. machen wollten und noch wollen, haben sich bitter getäuscht. Es trennt Japan von China unendlich viel mehr als das Stückchen See, das der Postdampfer in zweiundfünfzig Stunden durchläuft.

Kang Yu-Wei wollte damit beginnen, daß er den ganzen überlieferten Regierungsapparat mit seinen Ministerien, Behörden, Ministern, Räten und Schreibern bestehen ließ, ihnen aber alle Gewalt nahm und die Regierungs- geschäfte andern und jüngern, modern denkenden Beamten niedern Ranges über- trug. Dieser Plan war die getreue Kopie eines geschichtlichen Vorganges in

Japan. Er wurde ausgeführt. In den Händen Kang Yu-Weis und seiner Freunde lag im Sommer 1898 die tatsächliche Regierung: die Minister blieben untätige Zuschauer. In ohnmächtigem Grimme fannen sie auf Rache. Bald sollte ihnen dazu Gelegenheit werden.

Die Kaiserin-Witwe, die im März 1889 die Regierung an den Kaiser abgetreten hatte, fuhr fort, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte auszuüben. Unflugerweise ließen sich die jungen weltstürmenden Reformer zu einer Kritik ihrer Person und ihres Einflusses auf die Regierung hinreißen und erreichten natürlich damit, daß die autokratisch-despotische Frau, die, wie es scheint, ursprünglich Reformideen durchaus nicht abgeneigt war, die Reformbewegung mit Unruhe und Haß zu betrachten begann. Sie, die herrschliebende und herrschgewohnte Frau glaubte zu fühlen, daß sie beiseite geschoben und für unnötig und verbraucht erachtet sei. Durch das Anwachsen des Einflusses Kang Yu-Weis sah sich die Kaiserin-Witwe immer weiter verdrängt, und bei dem Bilde, das wir uns von ihr machen, können wir wohl ahnen, was in ihrer Seele vorging, als sie am Tage vor Kang Yu-Weis Audienz beim Kaiser dessen frühern Lehrer und einst so gewaltigen Mann aller seiner Ämter beraubte und ihm befahl, in seine Heimat zurückzukehren. Zugleich erhob sie ihren Günstling Jung-Lu zum Vizekönig der hauptstädtischen Provinz Chili. In einem dritten Befehl wies sie die hohen Beamten des Reiches an, sich ihr bei Beförderungen vorzustellen. Diese Edikte sprechen ihre eigne Sprache.

Es ist nur natürlich, daß sich nun um die Kaiserin-Witwe alle jene Elemente scharten, die aus persönlichen oder sachlichen Gründen mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden waren. Die Regierung, die sich der Kaiser aus Kang Yu-Wei und vier seiner Freunde und Anhänger, jugendlichen Feuerköpfen, gebildet hatte, begann bald ihre Reformideen in die Tat umzusetzen. Es folgte Edikt auf Edikt: was durch Alter, Herkommen, Sitte geheiligt war, wurde umgestoßen und dem Leben und der Betätigung neue Bahnen gewiesen. Die Edikte jagten einander. Jeder Tag brachte Neues, und bald wußte niemand mehr, was getan werden sollte, und wo zuerst die Hand anzulegen sei. Es mußte und sollte alles anders werden und zwar sofort. Die Folge war eine heillose Verwirrung und Anarchie des Denkens und des Arbeitens. Jeder glaubte sich berufen, mitzuregieren, und die tollsten Vorschläge wurden der Regierung unterbreitet. Die einst herrschenden Kreise waren zuerst vom Schreck übermannt, sahen dann aber, daß hier bald gehandelt werden müsse. Sie sahen wohl klar, was jedermann dumpf fühlte, daß das Reich auf dem betretenen Wege einer Katastrophe entgegengehe, und sobald man in orientalischen Ländern die Notwendigkeit erkannt hat, gewaltsam in eine bestehende Regierungsordnung einzugreifen, pflegt man es auch schnell und meist gründlich zu tun. Dem Kaiser kann die Haltung der Kaiserin-Witwe kaum mehr vieldeutig gewesen sein, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß zu Anfang September jede der beiden Parteien sah, daß sie nur durch Beseitigung der andern ihre eigne Existenz zu bewahren hoffen konnte. Umso mehr ist es zu verwundern und nur durch des Kaisers Charakter zu erklären, daß er noch am 13. September die Kaiserin-Witwe mit den Zielen der neuen Regierung auszuföhnen versuchte. Das Resultat war aber ein so niederschmetterndes, daß er am folgenden Tage seinen Getreuen anriet, unvorzüglich für ihre Sicherheit Sorge zu tragen, weil er sie nicht mehr schützen könne. Kang Yu-Wei aber und seine Freunde gaben die Hoffnung noch nicht verloren, dem drohenden Schlag der Gegenpartei zu begegnen. Sie überredeten den Kaiser, den an der

Spitze von etwa 7000 Mann bei Tientsin im Lager stehenden Yuan Shih-kai nach Peking zu berufen. Yuan Shih-kais Truppen waren damals das einzige von fremden Instruktoren und nach fremdem Muster ausgebildete Militär Chinas und stand neben der Armee des Generals Nieh und den Kanfu-Truppen des Generals Tung Fu-Hsiang unter Junglus Oberbefehl. Yuan Shih-kai leistete dem Nuse Folge und wurde am 16. September in Audienz empfangen; dieser Audienz folgten noch drei weitere. Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, was dabei verhandelt worden ist, chinesische Quellen aber behaupten, daß man Yuan Shih-kai habe bewegen wollen, Junglu und die Kaiserin zu beseitigen. Yuan Shih-kai soll keinerlei bindende Zusagen gemacht haben, und obwohl er in der Zeit vom 16. bis 20. September täglich von den Getreuen des Kaisers gedrängt wurde, soll er sich noch in seiner letzten Audienz ausweichend verhalten haben.

Junglu, den die Macht, die Yuan Shih-kai durch seine Truppen besaß, schon lange argwöhnisch gemacht hatte, sah seine ärgsten Befürchtungen sich verwirklichen, als der Kaiser Yuan Shih-kais Stellung seinem Oberkommando entzog. Dazu kam, daß die Meinung ging, Yuan Shih-kai, sei ein Gegner Junglus, dagegen dem Kaiser treu ergeben. Tatsache ist, daß Junglu, nachdem er an die Kaiserin-Witve Boten mit Nachrichten, vermutlich über Yuans Anwesenheit in Peking, geschickt hatte, am 18. September ihn selbst aufforderte, nach Tientsin zurückzukehren unter dem Vorwande, die Küste zu sichern, da der Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Rußland und England unmittelbar bevorstünde. Tatsächlich kehrte Yuan Shih-kai am 20. abends nach Tientsin zurück und begab sich sofort nach seiner Ankunft, also noch in der Nacht, in das Amtsgebäude Junglus. Es ist unmöglich zu sagen, was die beiden Männer dort verhandelt haben; aus dem aber, was der folgende Tag brachte, können wir mit einiger Sicherheit darauf schließen. Yuan Shih-kai mußte auf Junglus Befehl im Namen zu dessen Schutze zurückbleiben und durfte nicht zu seinen Truppen zurückkehren. Junglu aber eilte nach Mitnahme der großen Amtssiegel nach Peking. Dort begann am 21. September das blutige Strafgericht gegen die Reformier. Noch derselbe Tag brachte ein Edikt, worin sich die Kaiserin angeblich auf inständigen Wunsch des Kaisers entschloß, der Regierung wieder mit ihrem Rat zur Seite zu treten. Der Kaiser wurde auf einer kleinen Insel im innern Palast gefangen gesetzt. Kang Yu-Wei entkam durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen. Fast alle der übrigen Reformier aber fielen der ergrimnten Wut der Kaiserin zum Opfer.

Das war Yuan Shih-kais erstes Auftreten in der Geschichte. Instinktiv hatte er mit all der Verfeinerung seiner Gesellschaftsklasse und als Angehöriger eines Landes mit einer uralten Geschichte, die voll von Dynastie- und Landesnot ist, den nur einzig richtigen Weg geahnt, der für ihn, der Karriere machen wollte, zu begehren war.*)

Wir gehen einen kleinen Schritt vorwärts. Das Jahr 1899 neigt sich seinem Ende zu. Zu den in idyllischer Ruhe im ersten Winterschnee Peking liegenden Gesandtschaften dringen Warnungsstimmen, die von kommenden Unruhen sprechen. Aber sieht denn Peking gefährlich aus? Hell lacht durch den

*) Wer sich genauer und eingehender über die Peking Vorgänge des Jahres 1898 orientieren will, sei auf eine vorzügliche Abhandlung im II. Heft der Marine-Rundschau 1905 von Sinicus hingewiesen. Von demselben Verfasser befindet sich auch dort eine eingehende Darstellung der politischen Entwicklung Chinas seit dem russisch-japanischen Kriege; siehe Februar 1908.

klaren Wintertag Nordchinas die Sonne auf das bunte Treiben der Straßen hinab, das durch die Ankunft der allwinterlich einkehrenden Mongolen mit ihren großen Kamelkarawanen nur noch dichter geworden ist. Ist es nicht in jedem Winter so? Hat es etwa früher anders ausgesehen, und ist nicht Peking immer der Tummelplatz wildester Gerüchte (wie sie der Chineser nennt) gewesen? Die ältesten Residenten vermögen keinen Unterschied zu erkennen, und gleich bieder und treuherzig wie immer erscheint dieser so interessante und dem Platz Lokalfarbe gebende Typ Pekings, der Karrenführer. Es ist alles so wie sonst. Peking ist zweifellos eine ruhige Stadt, und eifriger denn je geht man in der Gesandtschaftsstraße an die Vorbereitung von Festen, die noch in jenen Tagen bei der geringen Zahl der Residenten etwas so ungemein Trauliches und Intimes hatten. Ein halbes Duzend Gesandtschaften, das Generalinspektoriat der Seezölle und zwei Banken: das war ganz Peking, und die Zahl der Europäer dürfte fünfzig kaum überschritten haben. Jeder kannte jeden, und in gesellschaftlicher Hinsicht bildete alles eine große Familie. Politisch sah freilich die Sache ganz anders aus. Da war die Stadt der große Tummelplatz politischer Intrigen, und ganz Peking hatte sich in eine Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens gehüllt. Selbst die kleinsten der Gesandtschaften taten ungeheuer geheimnisvoll und beschäftigt, und es gab keinen Kanzlisten in Peking, der nicht von der ungeheuren Wichtigkeit seiner Person und der Tragweite seiner politischen Tätigkeit überzeugt gewesen wäre. In dieses Peking brach das Jahr 1900 mit all seiner Not und Verzweiflung, seinem Kampf und seinem Mannesmut, aber auch der Armjeligkeit und Erbärmlichkeit der Menschennatur herein.

Während in Peking der Verzweiflungskampf der Europäer tobte, saß Quan Shih-kai in der Provinz Shantung als Gouverneur. Seine vorzüglichen Truppen waren ihm dorthin gefolgt, und obwohl sein Einschreiten damals das Schicksal des Tages entschieden haben würde, rührte er sich nicht. Als aber dann im August und September Peking von fremden Truppen überflutet wurde, und man sich aus dem Chaos die neuen Machthaber bilden sah, erkannte Quan Shih-kai seinen Weg klar vorgezeichnet vor sich. Mit schneller energischer Hand säuberte er Shantung von flüchtigen Bozern und der desertierten zügellosen chinesischen Soldateska und erreichte es, daß die fremden Truppen, die ganz Chili überliefen, an den Grenzen seiner Provinz Halt machten. Dabei bewährte sich sein corps d'élite glänzend, und es war dieselbe Truppe, die schließlich auch die Kaiserin-Witwe nach ihrem Exil in den Palast zurückführte. Als Li Hung-Chang starb, erhielt Quan Shih-kai den wichtigen Posten des Vizekönigs von Chili.

Die Kaiserin-Witwe hatte, ungleich jenen französischen Königen, viel gelernt und nichts vergessen. Wenn sie wie der Mandschu-Klan noch vor dem Jahre 1900 geglaubt hatte, mit Speeren, Pfeil und Bogen den fremden Truppen entgegentreten zu können, so sah sie jetzt klar, daß für den Augenblick nichts nötiger wäre als ein starkes Heerwesen. Wenn die Nation auch daneben noch andre Ziele hatte, wie die Einführung einer Verfassung, so standen diese doch gegen jenen Plan weit zurück. Der Hof auf seiner hastigen Flucht voll von Demütigungen, Angst und Schrecken hatte die brutale Gewalt des Krieges am eignen Leibe zu bitter erfahren, als daß ihm eine Wiederholung wünschenswert erscheinen konnte. Die Reform des Heerwesens wurde also die Parole des Tages. Und hier war es wieder Quan Shih-kai, der in der neuen Bewegung die Führung übernahm. Aus seiner Elitetruppe, die ihm von Shantung wiederum

nach Tientsin zurückgefolgt war, schuf er sich ganze Armeen, und es standen schon gegen Herbst des Jahres 1906 85 000 Mann, eingeteilt in sieben Divisionen, unter seinem Kommando. Man bedenke, diese ganze gewaltige Masse wurde lediglich von ihm ausgerüstet und einexerziert, und da der Orient, ungleich dem Okzident, nur Treue zu einem Führer, nicht zu einer Idee kennt, so konnte es nicht fehlen, daß alle Divisionen in Quan Shih-kai allein ihren Herrn und Meister sahen. Zu derselben Zeit hatte man auch in den Provinzen begonnen, Truppen nach fremdländischer Art auszubilden, und es war wieder Quan Shih-kai, der hierzu aus seinen Leuten das Instruktionspersonal hoher wie niedrer Grade stellte.

Die hauptstädtische Provinz ist von jeher vom Hof als die wichtigste Provinz des Reiches angesehen worden, wie auch der Posten des Tientsin-Bizekönigs als der wichtigste im Reich galt. Da er am äußersten Ende der Zugangsstraße zur Hauptstadt saß, wurde es die oberste Pflicht des Shih-Bizekönigs, den Hof zu schützen. Die von Quan Shih-kai geschaffnen neuen Truppen durften sich wohl zutrauen, in der Ausführung dieser Aufgabe keine ganz verachtenswerten Faktoren zu sein, ja man begann in Peking, über das gewaltige Anwachsen einer so furchtbaren Macht in der Hand eines einzelnen Mannes ängstlich zu werden. Als die kaiserliche Kommission, die zum Studium fremder Regierungsformen ins Ausland gegangen war und diese Aufgabe in wenig Monaten beendet hatte, zurückgekehrt war, brach unter den hohen Würdenträgern in der Hauptstadt ein heftiger Kampf über den Wert der neuen Prinzipien für China aus, und Quan Shih-kai, als einer der überzeugtesten Reformfreunde, wurde bei den Mandschus — man möchte sagen — ein gezeichneter Mann. Es galt für erwiesen, daß er, wenn er seinen Augenblick für gekommen erachtete, nicht zaudern würde, seine ehrgeizigen Pläne, die sich nach der Meinung seiner Feinde sogar nach dem Thron erstreckten, durch das Mittel seiner Truppen in die Tat umzusetzen. Die Mandschu-Partei begann zu fürchten, daß, wenn in der im Werden begriffnen neuen Armee Chinas der Gedanke erst tief eingewurzelt sein würde, daß der Name Quan Shih-kai für sie Leben und Seele bedeute, es nur eines Anlasses bedürfe, um Quan Shih-kai zum wirklichen Herrn Chinas zu machen. Es war unter diesen Umständen für die hohen Mandschu-Würdenträger Peking's ein Leichtes, die Kaiserin-Witve von der Gefährlichkeit der Situation zu überzeugen, und als aus Anlaß der langandauernden und erregten Palastberatungen über die einzuführenden Reformen im Herbst 1906 Quan Shih-kai nach Peking berufen wurde, begannen die „wildesten“ Gerüchte zu kursieren, und es gab eigentlich niemand in Peking, der gehofft hätte, Quan Shih-kai noch einmal lebend zu sehen. Aber im Osten ist es das Unerwartete, das eintrifft: Quan Shih-kai verließ gesund den Palast und mit ihm drang eine Wolke dunkler unbestimmter Gerüchte in die Stadt, wie man ihm im Palast mit Gewalt zugesetzt habe. Von Peking begab er sich zu den großen Herbstmanövern und kehrte von dort nach seinem Sitz in Tientsin zurück.

Das Jahr 1907 brachte ihm einen weitem Schlag. Im Frühjahr dieses Jahres wurde die gesamte neue Armee Chinas der direkten Kontrolle der Provinzialverwaltungen entzogen und dem reorganisierten Kriegsministerium unterstellt. Damit verlor Quan Shih-kai die Kontrolle über fast alle seine Truppen. Wohl blieben noch zwei seiner Divisionen zum unmittelbaren Schutze der hauptstädtischen Provinz und der Anmarschstraße nach Peking weiter unter seinem Befehl, eines der wichtigsten Machtmittel hatte er jedoch verloren. Der neue

Generalissimus der chinesischen Armee, der Kriegsminister, war ein Mandſchu, der hohes Ansehen beim Hofe genoß: T'ieh Liang. Bis gegen das Jahr 1906 war T'ieh Liang ein Freund und Verbündeter Quan Shih-kais gewesen, der dessen Armee-Reorganisationspläne während seiner Amtszeit in verschiedenen hohen Posten der Hauptstadt nach Möglichkeit gefördert hatte. Aber waren persönliche Differenzen der Grund, war es die staatsmännische Einsicht von der Bedeutung der Zentralisation der Armee und ihrer Kontrolle von der Hauptstadt aus, oder kamen beide Motive hier zusammen: kurz, T'ieh-Liang war kaum Kriegsminister geworden, als er die Kontrolle der gesamten Armee in seiner Hand zu vereinigen begann und damit Quan Shih-kai aller effektiven Machtmittel beraubte. Wie wohlgezielt der Schlag war, und wie hart er getroffen hatte, können wir nur aus der sich offen zeigenden Feindschaft und Eifersucht der beiden Männer beurteilen.

Politisch betrachtet war die Vereinigung des Oberbefehls in einer Hand außerordentlich wichtig, wenn man bei der kurzen Frist, die man sich zur Reorganisation der Armee gestellt hatte, brauchbare Resultate erreichen wollte, und diese Heeresorganisation war nur wieder ein Teil der gewaltigen Reformen, die man in China eingeleitet hatte, um, dem Beispiele Japans folgend, den Staat auf die Höhe westlicher Mächte zu heben. Die Reformen erstrebten einen völligen Umsturz der bestehenden veralteten Einrichtungen und wurden unter dem Druck der Presse und des nach fremdem Muster gebildeten Jung-Chinas mit größtem Eifer, wenn nicht Überstürzung betrieben. In hervortretendster Stelle steht neben der Heeres-Reorganisation die Verwaltungsreform, die als letztes Ziel die Umwandlung Chinas in einen Verfassungsstaat anstrebt.

Quan Shih-kai, der nach dem Verlust des Oberkommandos über seine Truppen keinen Ehrgeiz mehr darin sehen konnte, Vizekönig in Tientsin zu bleiben, folgte dem im August 1907 in die Zentralregierung nach Peking berufenen Vizekönig von Fukuang Chang Chin-Tung nach, um in der Zentralregierung seine Kräfte für die Neubildung seines Vaterlandes einzusetzen. Sein Hauptwerk und Hauptverdienst liegt in der Förderung, die er der Verfassungsfrage angedeihen ließ, und was er hier geleistet hat, wollen wir im Folgenden in kurzen Zügen schildern.

Seit dem Kriege mit Japan hatte China die Überlegenheit Japans, besonders auf militärischem Gebiet, staunend erkannt. Das Jahr 1900 hatte China zwar wieder mit seinem Nachbarstaat in andre als freundschaftliche Beziehungen gebracht, aber es war erst der russisch-japanische Krieg, der Chinas Aufmerksamkeit intensiver auf Japan lenkte. Hatte das Jahr 1900 das alte Prestige abendländischer Macht und Gesittung schon stark erschüttert, so brach nach dem russisch-japanischen Kriege der Glaube an die absolute Vormacht der europäischen Kultur zusammen; jene vielgerühmte, sehr bewunderte und immer gefürchtete Macht war nur relativ und, was mehr war, sie war selbst asiatischen Staaten nicht unerreichbar. Es war nur natürlich, daß das China, das in ohnmächtigem Zorn die Demütigungen der Jahre 1895, 1898 und 1900 hatte über sich ergehen lassen müssen, staunend und voll Neid auf Japan sah, und die Folgerung, daß das, was Japan geleistet hatte, auch China möglich sein müsse, drängte sich ihm von selbst auf. Man glaubte die Wurzel alles Erfolges in Japan in dem Gefühl der Nationalität, das alle Kreise beherrschte, suchen zu müssen und hoffte von dessen Erweckung in China dieselben Resultate. Man sah klar, daß dieses Ziel nur erreicht werden könne, wenn man in dem Volk Interesse für den Bestand und die Regierung des Landes wecke, und daß dies nur im

Großen und dauernd erreicht werden könne durch Teilnahme an der Verwaltung des Landes, also durch Einrichtung einer Verfassung.

Wir haben schon oben der ins Ausland gesandten hohen Kommissäre Erwähnung getan, die in wenig Monaten der ihnen gestellten Aufgabe des Studiums der Verfassung und Regierungsformen fremder Staaten Genüge getan zu haben glaubten. Nach ihrer Rückkehr übergaben sie die Resultate ihrer Reise einer vom Kaiser im September 1906 gebildeten Kommission und schon nach zwei Monaten war die Arbeit eines Verfassungsentwurfes beendet. Das Resultat war lächerlich: ohne Rücksicht auf die historische Entwicklung des Landes, die Verschiedenheit seiner Organisation, Bevölkerung und Natur lag ein Entwurf vor; wenn es für China nicht absurd wäre, möchte man von „grüner Tischweisheit“ reden. Es waren theoretische Deduktionen, die völlig in der Luft hingen. Aber wo lag die Hauptschwierigkeit? Es war das in der Geschichte des Landes fest begründete Verhältnis der Zentrale zu den Provinzen.

Es ist hier nicht der Platz, chinesische Staaten- und Staatsgeschichte zu treiben, es sei nur erwähnt, daß sich die heutige unabhängige Stellung der Vizekönige historisch entwickelt hat und aus der Organisation der alten chinesischen Feudalstaaten erwachsen ist. Der Leiter des provinziellen Regierungsapparates ist ein fast völlig unabhängiger Mann, er regiert sein Land wie ein autokratischer Fürst. Bis Ende des Jahres 1906 war er der Generalkommissar der von ihm geschaffenen und unterhaltenen Truppen, deren Zahl er bis zum Auftauchen der Reformideen in Peking, also bis zum Jahre 1902, allein bestimmte. Er belegt das Land mit Steuern, er baut Straßen, Eisenbahnen, erhebt Anleihen, auch bis vor kurzem solche von fremden Staaten, erläßt Gesetze usw. Solange alles in den Provinzen ruhig geht und die Zentralregierung nur die genügenden Abgaben erhält, mischt sich Peking nicht in die Verwaltung der Provinzen ein: außer durch allgemeine Direktiven wirkt der Mandshuhof kaum auf die Provinzen ein. Dieser Zustand mußte natürlich bei der Schaffung einer Verfassung aufhören. Die Rechte der Gouverneure waren aber zu tief gewurzelt, als daß man sie einfach durch Dekret hätte abschaffen oder ihren Umfang einschränken können. Als der erste im September 1906 fertiggestellte Entwurf dies dennoch vorsah, traf der Plan auf den härtesten Widerstand der beteiligten Beamtenwelt wie auch der neuen Presse Chinas. Dieser Entwurf krankte, wie die meisten Entwürfe, die die auf allen Gebieten Chinas bemerkbare neue Reformbewegung hervorrief, nicht bloß an dem Mangel historischer Erkenntnis, sondern zeigte auch merkwürdig wenig Beachtung der tatsächlichen Verhältnisse des Landes und der Natur der Bewohner. Die Entwürfe muten völlig theoretisch an und könnten ebenso für europäisches Denken wie europäische Lebensverhältnisse bestimmt sein. Ich mag nicht entscheiden, ob die höhern maßgebenden Kreise den Verhältnissen ihres eignen Landes und Volkes so fremd und verständnislos gegenüberstehen, oder ob es Ungeschicklichkeit und Unvertrautheit mit den „fremden“ Ideen ist, von denen ja allein, wie es zu glauben Dogma geworden ist, Wehe und Wohlfahrt des Landes abhängt.

Schließlich nach langen oft erregten Beratungen stellte man einen weiteren Entwurf fertig, der im Juli 1907 durch Edikt veröffentlicht wurde. Er enthielt verschiedene Bestimmungen, die dazu dienen sollten, die Gouverneure zu einer gewissen Beteiligung in der Zentralregierung heranzuziehen, enthielt aber keinerlei Regelung des Verhältnisses der Gouverneure zu den Ministerien. Der Entwurf bestimmte aber, daß die Notabeln der Provinzen, wenn sie dazu geeignet seien, zu einem Verwaltungsrat herangezogen werden sollten, dem der Gouverneur

vorzustehen hätte. Diese Körperschaft war nur mit beratender Stimme gedacht. Die Zentralregierung zeigt sich hier zurückhaltend und abwartend, es lag ihr daran, Zeit zu gewinnen, damit sich die Verhältnisse ordnen und in die richtige Perspektive rücken konnten. Aber wie sich auf der einen Seite die Regierung mäßig zeigte, so unmäßig und unverständlich benahmten sich auf der andern Jung-China und die Presse. Dem immer heftiger und leidenschaftlicher werdenden Drängen gab die Regierung nach, und schon im September 1907 schuf sie eine neue Organisation, einen Beratungshof für die Angelegenheiten der Regierung, der die Grundlage für das zukünftige Parlament abgeben sollte. Aber nicht genug damit, es ließ sich schon im Oktober die Regierung drängen, die Erweiterung dieser Grundlage auf die Provinzen zu bestimmen, und setzte fest, daß nicht bloß diese, sondern auch deren Unterabteilungen, Regierungsbezirke usw., ihre Vertretungen haben sollten. Aber auch damit war die Presse und das moderne Litteratentum nicht zufrieden. Immer heftiger wurden die Angriffe auf die lässige Regierung, immer leidenschaftlicher die Sprache, immer maßloser die Anklagen gegen die Leiter der Regierungspolitik, so daß sich Peking gezwungen sah, durch Edikte die Press- und Versammlungsfreiheit einzuschränken. Diese dem Volk von der Regierung aufgezwungene Mäßigkeit konnte und kann nur heilsam wirken, denn der neue Geist, der sich in der Presse Chinas gegen Ende des Jahres 1907 zeigte, war ganz dazu angetan, das Land an den Rand des Abgrundes zu bringen, es einer Revolution oder vielleicht gar der Anarchie entgegenzuführen. Und wie schon die Berufung mehrerer Mandchus in hohe Provinzialämter darauf hinzudeuten schien, daß der Hof die Zügel der innern Landesverwaltung wieder fester zu fassen bestrebt war, so zeigt die aus Anlaß der Unruhen im Frühjahr 1908 in das Yangtsetal erfolgte Entsendung von Truppenkontingenten des Nordens, daß die Regierung auch gewillt war, ihrer Stimme und ihren Anordnungen Geltung in den Provinzen zu verschaffen.

In allen diesen Kämpfen, in dem ersten Wechsel der Formen und den vielen Änderungen in der Zusammensetzung der Körperschaften ist Juan Shih-kai der leitende und beratende Mann gewesen, und, wie er der stete Antrieb zur Fortführung der Verfassungsfrage gewesen ist, so ist er auch zugleich der zur Besonnenheit mahnende nüchterne Denker gewesen. Daneben wirkte der greise Chang Shih-tung, der langjährige Vizekönig der Hukuang-Provinzen, der besonders der Frage des Bildungs- und Erziehungswesens seine Kraft widmete. Aber da im Orient die Wirkungsgrenzen eines Ministers nicht streng abgegrenzt sind, so griff oft die Tätigkeit des einen auf das Arbeitsgebiet des andern über. So kam es, daß sich Reibungen oft nicht vermeiden ließen, und man will in Peking wissen, daß die Standpunkte Juans und Changs oft gegensätzlicher waren, als es für ein gedeihliches Zusammenwirken notwendig war.

Ein abschließendes Urteil über Juans Tätigkeit in Peking zu geben, ist bei der räumlichen Ferne des Schauplatzes und der zeitlichen Nähe der Ereignisse recht schwer. Es scheint aber, daß es eine Zeit voll von Kämpfen gewesen ist, die aufreibender waren, als es das Resultat rechtfertigte. Hatte er schon von frühern Zeiten her viele Feinde, so schuf er sich in Peking noch neue dazu, und wenn es auch im Anfang schien, als ob Juans Stern im Aufsteigen begriffen sei, so war sein Einfluß gegen Ende des Jahres 1908 doch schon sehr untergraben, und es war nur die Kaiserin Witwe, die ihn noch hielt.

Da starben im November der Kaiser und die Kaiserin Witwe kurz hintereinander. Was in jenen schweren Tagen tatsächlich im Palast vor sich gegangen ist, wissen wir nicht und werden es wohl auch kaum jemals mit einiger Be-

stimmtheit erfahren können. Die Kaiserin-Witwe hatte schon während des größern Teils des vergangnen Jahres gekränkelt, abgesehen von seiner niemals glänzenden Gesundheit war der Kaiser eigentlich nie ernstlich krank gesagt worden. Während man schon seit Jahren mit dem Ableben der alten Kaiserin-Regentin gerechnet hatte, kam der Tod des Kaisers völlig überraschend. Es ist nur natürlich, daß sich unter diesen Umständen die „wildesten“ Gerüchte verbreiteten, die Juan Shih-kai des Zutuns zum Tode des Kaisers beschuldigten. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß etwas Wahres an diesen Gerüchten ist, doch sind wir, wie ich eben schon sagte, über die wahren Vorgänge im Dunkeln. Tatsache ist, daß sich Juans Stellung unter dem neu ernannten Prinzregenten, der der Lieblingsbruder des verstorbenen Kaisers war, immer schwieriger gestaltete, bis plötzlich ein Edikt, das für den aufmerksamen Beobachter der Verhältnisse keineswegs mehr überraschend kam, Juan Shih-kai aller seiner Ämter entsetzte und ihn anwies, in seine Heimat zurückzukehren. Als Grund für die Entlassung gab der Kaiserliche Befehl ein Fußleiden Juans an. Ein gebrochener Mann kehrte Juan Shih-kai in seine Heimat, in die Provinz Honan, zurück, wo er in Wei Hui-Fu auf seinem Besitztum lebt.

Juan Shih-kai hat sich um die Reorganisation Chinas Verdienste erworben, die weder das Land noch die Dynastie wird übersehen und vergessen können. Das Fehlen einer allen kleinlichen Parteihader und Tageszank überragenden Persönlichkeit macht sich doch schon in Peking fühlbar, und man prophezeit in kurzem die Zurückberufung Juan Shih-kais.



Sonntagsbriefe aus dem Bauernhaus

Don Joseph Aug. Luz

Erster Sonntag.



ine alte Sehnsucht erwachte und rief: Zurück ins Bauernhaus! Liebliche Erinnerungen an vergangene Eisenbahnfahrten in den Alpen tauchten auf; das Märchen stand vor dem Waggonfenster und winkte, daß einem wunderbar ums Herz wurde: Hier wohnt das Glück! Wo willst du es sonst erjagen?! Man saß im D-Zug und war ärgerlich über die schnelle Fahrt. Man suchte ja zeitlebens das Glück, diesen schönen Schein, der in Gedichten und in den Gaukelbildern eines Coupéfensters sein Dasein führt, man grüßte es eben jetzt unterwegs und verlor es in dem Augenblick, da man es kaum begrüßt!

Und eines Tages will sich die Sehnsucht erfüllen. Die Bauernhauschwärmerei ist in der Stadt fast schon Mode geworden, eine sentimentale Torheit, und man ist so glücklich, den Modetorheiten seiner Zeit huldigen zu können. War nicht das innige Wünschen das Beste an der Sache? Die wahre Seligkeit? Aber Wünschen allein macht nicht satt; man ist der verruchten Zivilisation überdrüssig, schnürt sein Ränzlel, das heißt, man packt seine Koffer und fährt davon, das verlorene Paradies

Grenzboten III 1910

68